

VON LISA WELZHOFFER

**SCHWÄBISCH HALL/WUPPERTAL.** Volker Hüneburg hat nur drei Erinnerungen an seine Zeit im Kinderkurheim: eine lange, furcht-einflößende Treppe, die in ein unbestimmtes Dunkel, vielleicht einen Keller führt. Dann eine Art Abstellkammer, in der er sich mit seiner Schwester auf Feldbetten kauert. Eine Frau kommt herein und schlägt sie. Und schließlich jene an die Leiterin des Heimes, die zur Begrüßung sagte: „Ihr sollt mich Mutter Erika nennen.“ Es sind Fragmente, mehr düstere Ahnungen, als biografisches Wissen, die Volker Hüneburg (67) umtreiben, wenn er versucht, sich an die sechs Wochen in Bad Sachsa in Niedersachsen zu erinnern.

Bei Heike Greco ist es ganz anders: Die 59-Jährige kann ausführlich schildern, was sie in den 1960er Jahren als Sechsjährige in einem Kurheim im Schwarzwald erlebt hat: Einmal sitzt sie stundenlang allein im Speisesaal. Vor sich einen Teller mit erbrochenen Karotten. „Du kommst erst raus, wenn du das wieder gegessen hast“, heißt es. Sie erinnert sich an Betreuerinnen, die in der Sommerhitze kühles Wasser trinken und den durstigen Kinder nichts geben. An zensierte Briefe nach Hause, das Gefühl von Ohnmacht und an ihre dreckige Unterwäsche, die sie nur einmal die Woche wechseln darf – obwohl die Mutter ihr genug in den Koffer gepackt hat. „Ich habe mich noch lange vor mir selbst geekelt“, sagt Heike Greco.

Dies ist eine Geschichte über die sogenannten Verschickungskinder, die zwischen 1945 und dem Ende der 80er Jahre millionenfach quer durch die ganze Bundesrepublik in die Kindererholung geschickt wurden. Es ist eine Geschichte über körperliche und seelische Grausamkeiten und ihre Folgen, über Verdrängung und Traumata. Aber auch über eine späte Aufarbeitung und mögliche Wiedergutmachung. Aber sie erzählt auch

„Ich saß stundenlang vor meinem Teller und sollte erbrochene Karotten essen.“

Heike Greco, ehemaliges Kurkind

Foto: privat



davon, wie bis in die 80er Jahre hinein mit Kindern umgegangen wurde. „Das Schicksal der Verschickungskinder rührt an die Frage, wie sehr oder wie wenig die Nachkriegsgesellschaft mit Haltungen, Ideen und Konzepten gebrochen hat, die zum Faschismus geführt und im Dritten Reich ihre grausige Blüte erlebt hatten.“ So schreibt es die Journalistin der Stuttgarter Zeitung und Historikerin Hilke Lorenz in ihrem Buch „Die Akte Verschickungskinder“.

Schwäbisch Hall im Winter 2021. Volker Hüneburg – graues, schulterlanges Haar, freundlicher Blick – sitzt am Küchentisch seiner Altbauwohnung. Sie liegt im Dachgeschoss des Goethe-Instituts, für das er bis zu seiner Rente auf der ganzen Welt gearbeitet hat. Volker Hüneburg hat in Rom, St. Petersburg, Jakarta gelebt, er liebt Musik, Tanz und Kunst, ist der Welt zugewandt. Und doch begleite ihn schon immer dieses Gefühl der Einsamkeit, des Ausgeschlossenseins von anderen Menschen, wie er sagt, und von dem er lange nicht wusste, woher es rührt.

Mit seiner Vergangenheit als Verschickungskind beschäftigt sich Volker Hüneburg erst seit Kurzem. Im vergangenen Sommer sieht er eine Dokumentation über das Leiden der Kurkinder und spürt: „Das hat etwas mit mir zu tun!“ Als Achtjähriger verbrachte er einige Wochen in einem solchen Erholungsheim. Volker Hüneburg beginnt zu recherchieren, liest in Internetforen, studiert historische Quellen, nimmt Kontakt zu Ämtern, Archiven und zur Initiative Verschickungskinder Baden-Württemberg auf. Er



Hüneburg während der Kur (ganz rechts).

## Grauen statt Erholung



Hüneburg während der Kur (ganz rechts).

recherchiert, dass er in Bad Sachsa gewesen sein muss, wo es mehrere Heime gab.

Was er über die gängige Praxis in den Häusern erfährt, erschüttert ihn: Kinder – die Jüngsten waren knapp ein Jahr alt, die Ältesten schon in der Pubertät – werden zum Essen gezwungen oder hungern gelassen. Sie werden geschlagen, isoliert, ignoriert, mit Schildern um den Hals erniedrigt: „Vorsicht, ich beiße.“ In manchen Heimen herrscht stundenlang Toilettenverbot. Wer dann ins Bett macht, wird hart bestraft. Manche kehren mit blauen Flecken aus der „Erholung“ zurück. Für mindestens ein Heim – das Kindersolebad Bad Dürreim – gibt es Belege, dass Medikamentenversuche stattfanden.

Dass die Kuren der Erholung der Kinder dienen sollten, klingt wie Hohn und passt für die Autorin Hilke Lorenz doch zusammen: „Man agierte respektlos gegenüber Kindern, weil das Brechen des kindlichen Eigenwillens als Schlüssel zur Entwicklung des sozial gut integrierten Erwachsenen galt.“ Beson-

ders perfide: Dieses Denken wurde zum Motor einer florierenden Kur-Industrie, an der das zeigen Lorenz' Recherchen – unter anderem Ärzte, Heimbetreiber und Gemeinden mitverdienten. Und in die jeder geraten konnte, weil er vielleicht sensibel und anhänglich, zu dünn oder zu dick war.

Auch Volker Hüneburg, das jüngste von neun Geschwistern, war eines jener zarten, kränklichen Kinder, die in der Kur aufgepöppelt werden sollten. Doch aus den Familienerzählungen weiß er, dass er kränker von dort zurückkam: „Ich war verstört, geschwächt, blass. Meine Mitschüler lachten mich aus.“ Was ihm wirklich in Bad Sachsa passiert ist, weiß er nicht, die Erinnerung an die Zeit ist wie ausgelöscht.

Wie Hüneburg gehe es vielen ehemaligen Kurkindern, sagt Andrea Weyrauch. Die 52-Jährige koordiniert die Initiative Verschickungskinder in Baden-Württemberg, die Teil eines deutschlandweiten Netzwerks ist. Viele hätten vage Erinnerungen an ihre Zeit



Auch das Essen wurde für viele Kurkinder zur Qual.

im Heim. Verdrängung aus Selbstschutz, sei das. Typisch für Traumatisierungen, sagt die Diplom-Pädagogin. Lange hätten die Betroffenen geschwiegen. Aus Scham und Verdrängung, mancher auch aus Angst, der einzige gewesen zu sein, der Leid erfuhr. Denn natürlich gebe es auch die anderen Fälle, die gute Erinnerungen an ihre Kur mit nach Hause brachten, sagt Andrea Weyrauch. Und schließlich standen die Verschickungskinder auch im Schatten der großen Missbrauchsskandale in Kirchen und Heimen – dabei sind die Folgen der Kuren für manche gravierend: Betroffene berichten von Angst-, Schlaf-, Essstörungen, Depressionen, manche sogar von Suizidversuchen.

Aber seit gut einem Jahr machen immer mehr ehemalige Verschickungskinder ihr Leid öffentlich. Im November 2019 trafen sich 75 von ihnen aus ganz Deutschland zu einem Kongress auf Sylt. Sie tauschten sich aus, gründeten Landesgruppen, formulierten Forderungen. Danach quoll Andrea Wey-

Volker Hüneburg aus Schwäbisch Hall ist sich sicher, dass er im Kinderkurheim eine schlimme Zeit hatte. Fotos: Ufuk Arslan (2), SWR

### Aufarbeitung

▪ **Ausmaß** Schätzungen gehen davon aus, dass ab 1945 und bis in die 80er Jahre hinein bis zu zwölf Millionen Kinder quer durch die Bundesrepublik in Kurheime verschickt wurden. Die Kuren dauerten sechs bis acht Wochen und wurden von Krankenkassen, Rentenversicherung, Kommunen oder Sozialwerken organisiert. Die Heime waren teilweise in privater, teils in öffentlicher oder kirchlicher Hand.

▪ **Erfahrungen** Eine Auswertung des SWR-Magazins „Report Mainz“ von rund 1000 Erfahrungsbereichten ehemaliger Kurkinder zeigt: 93 Prozent bewerten ihr Kurerlebnis aus heutiger Sicht als negativ. Neun von zehn Betroffenen hatte die Kur schon als Kind belastet und zu Angstzuständen, Bettnässen und Alpträumen geführt. Die deutschlandweite Initiative Verschickungskinder hat Hunderte Betroffenenberichte gesammelt und auch Belege für Todesfälle und Medikamententests in Heimen vorgelegt. Im Südwesten bietet die Initiative unter verschickungsheime-bw@gmx.de Infos und Hilfe.

▪ **Aufarbeitung** Im Mai 2020 haben die Jugend- und Familienminister der Länder – unter anderem auf Initiative Baden-Württembergs – eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Kinderkuren der Nachkriegszeit beschlossen. In Baden-Württemberg kämpft die Initiative dafür, dass die ehemaligen Träger beginnen, ihre Geschichte aufzuarbeiten, und dass das Landesarchiv Gelder für eine systematische Erforschung des Themas erhält. Dieses hatte mit einem Moratorium die routinemäßige Vernichtung entsprechender Akten in den Archiven vorerst bis 2025 gestoppt. Das Landes-sozialministerium hat der Initiative für ihre Arbeit 2021 30 000 Euro genehmigt. (wel)

rauchs Maileingang über: Und längst geht es nicht mehr nur um Selbsthilfe und Rechetipps. Längst fordern die Betroffenen von Bund, Ländern und ehemaligen Trägern – unter ihnen Caritas, Diakonie, Städte- und Gemeinden, Deutsches Rotes Kreuz oder Privatpersonen – eine Aufarbeitung der Vergangenheit, wozu laut Andrea Weyrauch lange nicht alle bereit sind. Aber erste Erfolge gibt es: Mit der Diakonie Württemberg und dem Jugendamt Stuttgart gebe es eine konstruktive Zusammenarbeit. Das Sozialministerium genehmigte für 2021 30 000 Euro, die die ehrenamtliche Initiative für den Aufbau einer Landeskoordinierungsstelle einsetzen will.

### Eine Beschwerde der Mutter wurde vom Träger nicht ernst genommen.

Eine, die sich stark für eine – zumindest verbale – Wiedergutmachung einsetzt, ist Heike Greco aus Wuppertal. In den Heimen seien Straftaten begangen worden, sagt die 59-Jährige – und da lässt sie auch das Argument nicht gelten, dass das eben die gängige Pädagogik der Zeit war. „Es war schon damals nicht erlaubt, Kinder zu demütigen oder zu vernachlässigen oder Medikamentenversuche mit ihnen zu machen“, sagt Greco, die sechs Wochen in einem Haus der Inneren Mission Wuppertal im Landkreis Calw verbrachte. Als ihre Mutter erfuhr, was die Tochter erlebt hatte, beschwerte sie sich. Die Beschwerde wurde nicht weiter verfolgt.

Heike Greco erwartet sich von den Nachfolgern der damals Verantwortlichen, dass sie das Leid der Verschickten anerkennen und ihre Geschichte aufarbeiten. Ihr selbst habe es schon geholfen, zu wissen, dass sie nicht die Einzige war, der es so erging. „Mein Leben lang dachte ich, ich wäre eben einfach zu empfindlich gewesen“, sagt Greco.

Auch Volker Hüneburg ist froh, endlich eine mögliche Wurzel für seine Einsamkeit gefunden zu haben – wobei ihm klar ist, dass die Zeit in der Kur nur ein Teil der Erklärung sein kann. „Mich damit zu beschäftigen hat mich befreit“, sagt Hüneburg. Die Einsamkeit ist deshalb nicht weg, aber es ist vielleicht gut zu wissen, dass er schon damals, als Verschickungskind, nicht allein war.

## Ein Keil zwischen Eltern und Erzieherinnen

Weil der Zugang zur Notbetreuung nicht klar geregelt ist, wird in manchen Kitas derzeit um jeden Platz gefeilscht. Das Personal fordert, früher geimpft zu werden.

VON LISA WELZHOFFER

**STUTTGART.** Julia Barbov steht unter Druck. Je länger der Lockdown dauert, umso mehr Eltern drängen mit ihren Kindern in die Notbetreuung der Stuttgarter Kita, die die Erzieherin leitet. Ein bis zwei Neu-Anträge pro Woche seien es. Mittlerweile betreuten sie und ihre Kolleginnen in den fünf Gruppen gut die Hälfte aller Kinder. Julia Barbov muss Entscheidungen treffen, die sie eigentlich nicht treffen will: Welche Kinder nimmt sie auf, und welchen teils verzweifelte Eltern sagt sie ab? Was wiegen Kindes- und Elterninteressen und was der Gesundheitsschutz ihrer Mitarbeiterinnen?

Spätestens seit in einer Freiburger Kita Mutanten aufgetaucht seien, kämen manche Kolleginnen mit einem mulmigen Gefühl zur

Arbeit, sagt Barbov. Das Wort vom Kanonenfutter macht die Runde. Besonders bitter: Manche Erzieherinnen erlebten, dass sich im Privaten niemand mehr mit ihnen treffen will, weil sie so viele Kontakte haben.

### Die Landesregierung hat die Entscheidung an die Kitas delegiert.

„Durch die Notbetreuung wird ein unnötiger Interessenskonflikt zwischen Eltern und Erzieherinnen geschaffen“, sagt Barbov, die mit ihrem Team einen offenen Brief an die Politik geschrieben hat. Sie wehren sich dagegen, dass die Landespolitik die Entscheidung, wer am Ende in die Notbetreuung kommt und wer nicht, weitgehend den Trägern und Einrichtungen überlassen hat.

Etwas, das vielen Erzieherinnen und Erziehern im Land aufstößt. Das Land hat den Zugang zu Notbetreuung bewusst offen gestaltet: Einen Platz beantragen können Familien, in denen beide Eltern arbeiten müssen. Doch während manche Kitas eine Arbeitgeberbescheinigung verlangen, reicht anderen das Wort der Eltern. Ob ein Kind in die Notbetreuung geht oder nicht, dafür gibt es im Grunde keine einheitlichen Kriterien. „Wenn man davon ausgeht, dass alle Kinder dieselben Rechte auf Bildung und soziales Miteinander haben, ist das zutiefst ungerecht“, sagt ein Erzieher unserer Zeitung.

Dazu kommt, dass nicht alle Eltern, die jetzt keinen Platz bekommen, einsichtig sind. Eine Erzieherin aus einer Kita im Stuttgart Oster erzählt, dass eine Mutter, die mit Baby daheim ist, fast täglich am Tele-

fon drängelt, ihr älteres Kind in die Notbetreuung aufzunehmen. Zur Belastung können auch Eltern werden, die sich nicht an Hygienevorschriften halten: „Ein Vater latscht immer wieder einfach ohne Maske in die Einrichtung“, sagt die Erzieherin.

Von solchen Verwerfungen zwischen Eltern und Erziehern weiß auch der Verband Bildung und Erziehung (VBE): „Uns ist von einzelnen Fällen berichtet worden, wo es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Elternhaus und Kindertageseinrichtung kam“, sagt der stellvertretende Landesvorsitzende Walter Beyer unserer Zeitung, der klarere Regelungen für die Notbetreuung fordert.

Der Landeselternbeirat Kita (LEBK) wirbt für Verständnis, wenn die Nerven von Eltern hier auch mal blank liegen, warnt vor einem unnötigen Keil zwischen Personal

und Eltern, betont aber auch, dass in der Praxis Eltern und Erzieherinnen überwiegend an einem Strang ziehen. Der LEBK sieht die Politik in der Pflicht, die für alle unbefriedigende Notbetreuung zu beenden und die Kitas wieder zu öffnen – allerdings mit Schutzausrüstung für das Personal und regelmäßigen Selbsttests, wie sie jetzt für die Zeit nach den Ferien beschlossen wurden.

Forderungen, die auch das Team der Educare-Kita hat. Außerdem wünscht sich Julia Barbov, dass die Landesregierung endlich nicht mehr von geschlossenen Kitas spricht. Diese seien bereits jetzt de facto offen. Wer das anerkenne, komme nicht umhin, ihren Berufsstand genauso zu schützen wie etwa Pflegepersonal. „Wir müssen schnellstmöglich geimpft werden“, sagt Barbov. Derzeit sind Erzieherinnen in Gruppe 3 vorgesehen.